

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Versteigerung.

Von A. De Nora.

Die Börse war geschlossen. Viele der Besucher waren im Begriff, die Halle zu verlassen. Mit der Eile des rollenden Geldes, des Rehrichs, den der Wind verschleppt, des Raben, der vom Nas fliegt. Da stieg Roderich auf einen der Ausrufersstühle. Er hielt ein Blatt in der Hand, das zusammengefaltete Stück einer Zeitung. „Freunde!“ rief er, „Menschen! Noch einen Moment!“ Die Vorüberstulenden sahen ihn verständnislos an, einige verwundert.

„Ich versteigere dieses Blatt,“ rief er weiter, „ich versteigere dieses Blatt.“

„Was für ein Blatt?“ horchten ein paar Fernerstehende auf.

„Ein Kursblatt?“

„Dieses Blatt enthält die wichtigste Nachricht der Welt, eine Nachricht von so ungeheurer Werte, daß, wer sie besitzt, imstande ist, die Erde aus den Angeln zu heben!“

„Ein Verrückter! Die Polizei sollte ihn hinausjagen!“

„Was soll die Polizei? Wenn er verrückt ist, fragt er nichts nach der Polizei.“

„Diese Nachricht kann jeden von euch zum Milliardär machen! Sie kann unsägliche Reichtümer über ihn ausschütten! Sie ist die Quelle des ganzen zukünftigen Glückes der Menschheit!“

„Hast gehört? Dumm ist er nicht. Milliardär kann einer werden!“

„Was für eine Nachricht wird es sein? Daß Rußland Frieden macht —“

„— oder Pleite . . .“

„Eine unerhörte Mitteilung ist es, die ich hier besitze . . .“

„Behalt sie!“

„Und euch hier anbiete . . .“

„Gib sie her!“

„Die jeder von euch haben müßte! Aber nur einer soll sie haben!“

„Warum nimmt er sie nicht selbst?“

„Sie wird faul sein!“

Um die Füße Roderichs begann die Flut sich ein wenig zu stauen, kräuselte sich, wurde zum Ring. Seine helle schöne Stimme klang wie ein Muezzinruf über die Menge. Herren, die schon an den Ausgängen standen, stützten und wandten den Kopf zurück.

„Ich biete sie dem einen an, der sie erwirbt. Um welchen Preis, ist gleichgültig. Ich verschmähe jeden Gewinn. Der Erlös sei für die Armen dieser Stadt!“

„Oh, ein Schnorrer!“

„Wohl könnte ich die Nachricht selbst ausbeuten — ich will es nicht. Mein Wille steht nicht nach Gold . . .“

„Schlemihl!“ lachten einige.

„Ich werfe sie euch hin, weil die gelbe Hure euch reizt, weil ihr nach dem Bösen Moinmon giert, weil ihr die Tänzer seid auf der rollenden Kugel!“

„Sagen Sie zuerst, was für ein Blatt es ist!“

„Ein Blatt, das nur in einem Exemplar vorhanden, in diesem!“

„Kalter Auffschnitt! — Quatschtoppl! — Lügen Sie man nicht so dicke!“

„Weil die ganze Ausgabe sofort konfisziert wurde, als es gedruckt war . . .“

Einige wurden unruhig. Das Spielfieber ergriff sie. Unmöglich? Nein. Welch eine Nachricht müßte es sein, der man so schnell und gründlich den Hals abgedreht hatte! Welch wertvolle Nachricht!

„Schwindel!“ schrie einer, um sich Mut zu machen.

„Sie brauchen es nicht zu glauben. Nur einer braucht mir zu glauben: der dies Blatt ersteht! Sein Glaube wird millionenfach belohnt werden.“

Hoch in der Luft schwenkte Roderich die Zeitung. Augen hingen an ihr wie Fischschuppen, blühten, schwangen sich mit.

„Ich lege sie auf zum niedrigsten Preise,“ schallte seine Stimme.

„Zehn Pfennige zum ersten . . .“

Alles lachte.

„Ein Spatzvogel, der da oben! Zehn Pfennige für eine Nachricht, die Milliardäre macht!“

Und etliche boten zum Späße elf.

Aber Roderich, ernst wie ein Auktionator: „Elf sind da. Niemand mehr? Zum ersten . . .“

„Fünfzehn!“ sprach ein neuer.

„Fünfzehn zum ersten . . .“

„Zwanzig!“

„Was is'n los?“ drängten sich Neufere heran.

„Ult! Blatt wird versteigert mit wichtiger Nachricht.“

„Um zwanzig Pfennige? Ist der Mann gut?“

„Man weiß es nicht. Er sagt, es sei das einzige Exemplar einer Ausgabe, die noch vor dem Erscheinen unterdrückt wurde.“

„Wegen der Nachricht?“

„Allerdings . . .“

„Fünfzig!“ — bot nun der Frager.

Das Blatt erschien wieder hoch in der Luft. Und die Worte Roderichs schwebten wie eine Glode darüber: „Fünfzig sind da. Zum ersten . . .“

„Eine Mark!“

Roderich nickte zu dem kleinen Juden herunter, der dicht bei seinem Plage stand: „Brav, junger Fzig! Eine Mark für eine Million, Welch ein Geschäft! Wenn sie es dir lassen —“

„Eine Mark zwanzig — fünfzig — siebzig — — zwei Mark!“

Noch lachten und spöttelten viele. Doch im stockenden Knäuel stand einer, den Blick auf Roderich gewandt, die Miene ganz von Stein. Niemand sah ihm an, was er dachte. Er dachte aber dies: Warum soll es Humbug sein, das da oben? Warum soll der Mensch dort ein Narr sein? Ich habe ihn studiert. Er ist weder ein Narr noch ein Schwindler. Sind nicht tausendmal an einem Zufall, an dem Vorsprung einer Sekunde vor einer anderen, Millionen verdient worden?

Roderich durchwehte von neuem die Luft mit seiner Fahne.

„Zwei Mark sind geboten — zweimal — ich bitte einen der Herren um ein höheres Gebot. Zwei Mark zehn — Sie machen Ihr Glück, Geschäfter, durch dieses gemeine Stück Nidel. Sie heimfen Gold dafür, Berge von Gold! . . . Zwei Mark vierzig! Wer war's? Er zerreiße das Blatt, wenn er die Nachricht gelesen, damit sie ganz allein sein ist! Er allein wird die Banken sprengen, die Morgan erdroffeln, die Rothschild auslaufen, die Krupp aus dem Felde schlagen! Zwei Mark fünfzig. Zum ersten . . .“

„Fünf Mark!“

Die Doublierung ging von dem Manne aus, der statt des Blattes Roderichs Seele studiert hatte. Sein schwarzer Bart schattete tief auf die Wippen, die sich beim Bieten kaum bewegten. Man kannte ihn. Mayer Nathanson steigerte mit.

Dann konnte die Sache nicht faul sein . . .

„Sechs — sieben — acht — zehn Mark —“

Wie hechte schnellten die Zahlen empor aus der Flut, die statt eines Stromes ein See zu werden begann. Von den Rändern her rauschte ein Raunen. Was gibt es? Wer bewirbt sich? Mayer, der Fuchs? Und aufs Geratewohl warf einer, ganz hinten, die Ziffer hinein: Hundert!

Oh, peitschte das auf, als es Roderich wiederholte! Erst schien es, als würde das Blatt dem Kühnen bleiben; einen Moment lang schwiog alles und momentan fielen die Sätze: „Hundert Mark sind da. Hundert zum ersten — zum Zweiten — zum . . .“

„Hundertzwanzig!“ klappte die Stimme Nathanson Mayers.

Spannung wurde wach. Hälse streckten sich. Krabbeln wie paradiescher Strom. Gezißel. Gewoge.

Um was wird geboten? Eine Geheimdepesche? Börsennachricht? Politisch? Man weiß nicht. Jedenfalls brenzliche Sache. Schwer. Geld zu verdienen Wie Heu.

Schon sang um die Fahne die Ziffer Zweihundert. Die Töne der bietenden Zungen färbten sich greller. Kreischten manchmal. Schnappten über.

„Dreihundert — dreihundertfünfzig — achtzig — vierhundert —“ Nathanson Mayer gab immer um zwanzig mehr als die anderen.

Berflucht, der mußte wissen warum. Der hatte Gründe! Der Menschenkessel brodelte schon. Ein paar Zappeltigs hüpfen, gestikulierten — Jörnige brüllten laut — die Kaltblütigen aber taugten ihre Zahlen hinein wie Broden Eis. Die letzte hieß bereits Tausend . . .

Diesmal blieb Mayer Nathanson stumm, und des Ausrufers Echo scholl in die allgemeine Stille: „Rund tausend sind da! Zum ersten — zum zweitenmal — zum . . .“

Da erhob sich ein schrilles Stimmchen, das bisher geschwiegen und trähete: „Eintausend und zehn!“

„Wer was es?“ — Befallsgetrampel . . . Klatschen . . . und nun eine wilde Jagd, immer von zehn zu zehn weiter geht bis zehntausend. In trommelnden Sprüngen les das voran . . . die Worte wie Schläge . . . kaum mehr menschlich — wie Schläge von hölzernen, blechernen, feineren Hämmern. So schallten sie knatternd hinauf zu dem grauen Stück Papier, das Luftig über den geröteten Köpfen erschien, wieder versank, wieder aufstieg, höhnisch nach allen Richtungen grüßend, eine greuliche Satansfrage . . . Nur daß schön und klar neben dem Teufel die Stimme Roderichs schillerte wie ein Engelsflügel. Und sein Blick, kühl, groß, staunend, ruhte über dem Irrsinn dieser Szene gleich dem Geist über den wüsten Gewässern.

Besseren schienen die Menschen da unten zu sein. Keiner gönnte jetzt mehr dem anderen die Nachricht. Immer boten zehn zugleich. Kaum kam es richtig zum Aufruf einer Zahl, stürzten wie Hunde neue hinterher . . . flüschend . . . knurrend . . . bellend. Jede fraß die vorhergelaufenen auf.

Auch Roderich wurde schließlich von dem Fieber erfaßt. „Bravol“ trieb er, „bravol“ Strengt euch an! Was sind Tausende gegen tausend Millionen? Ein Trinkgeld für einen Palast! Greift in die Taschen, seid würdig der Kronen, Bettler! Narren! Ver-rückte Derwische! Tänzer überm Vulkan! Seht ihr nicht, daß die Weltbude brennt, der Rauch aus allen Fugen der Erde aufqualmt, euch zu vernichten? Bald wird sie klaffen und Feuer ausspeien . . . Bietet nur! . . . Bietet, ehe sie birst . . .!“

Einer hatte die brennende Zigarre weggeworfen. Sie war in die Rocktasche seines Nebenmannes getollert. Und plötzlich schwälte Brandgeruch zwischen den zusammengepferchten Menschen auf, Rauch rußte empor und eine Kehle schrie: „Feuer!“

Zur selben Sekunde, als sechs andere „Dreitausendneuhundert“ schrien . . .

Kun kreuzten die Schreie sich in der Luft wie kämpfende Raben. „Dreitausendneuhundert — viertausend — fünftausend“ — die einen . . . „rettet euch! Feuer! Zu Hilfe!“ die anderen. Noch immer stand Roderich hoch auf dem Stuhl, und das Blatt beschrieb über den Raben seine höhnischen Adlertreife . . . da stieß auch er auf einmal einen hastigen Ruf aus . . .

Ein Windstoß von den aufgerissenen Türen her entriß ihm plötzlich das Blatt und wirbelte es über die Köpfe.

Die Stimmen der Menschen wurden ein einziges wildes Geheul.

„Das Blatt! . . . Das Blatt! . . .“

Sie vergaßen Feuer und Hölle, den ganzen Vulkan. Sie rissen die Arme auseinander, streckten die Hände hundertkrallig in die Luft, sprangen empor und traten sich nieder, haigten, schlugen, überkugelten sich. Sie wälzten sich in Blut und Staub am Boden, unter den Tritten ihrer Stiefel . . . wehrten sich mit Fäusten und Zähnen . . . töteten sich . . .

„Das Blatt! . . . Das Geld! . . .“ beulten, kreischten ihre heiseren Gurgeln. „Lump! . . . Hund! . . . Betrüger!“

Durch die offenen Türen brachen alle Bestien der Welt herein — die Habgier, der Geiz, der Weid, der Haß, der Betrug, die Rach-sucht . . .

So, wie die Bestien brüllten und sich ansauchten — wie sie mit vollen Mäulern und triefenden Bezen in dem großen Menschen-trog wühlten, wo ihr Futter ausgeschüttet war! . . .

Inzwischen kängelte das Blatt die hohe Tür hinaus in den Wind und verließ den Markt, die Stadt, das Land und die Erde . . .

(Aus der Novellensammlung „Der Rißbo“, Verlag S. Stadmann, Leipzig.)

Schutz vor ansteckenden Krankheiten.

Von Dr. G. Wolff.

Seit den grundlegenden Arbeiten Louis Pasteurs und Robert Kochs und der großen Zahl ihrer Schüler, die die bakteriologische Ära der modernen Medizin geschaffen haben, sind wir über die Erreger der meisten ansteckenden Krankheiten gut unterrichtet. Wir kennen die Erreger der Wundinfektionskrankheiten, der Tuberkulose, der Diphtherie, des Milzbrandes, der Cholera, des Typhus, der Ruhr, um nur einige der wichtigsten zu nennen; wir können sie an ihren charakteristischen Wuchsformen mittels besonderer Färbemethoden im mikroskopischen Bilde kenntlich machen oder unter besonderen Bedingungen in Reinkultur züchten und durch ihre charakteristischen Eigenschaften von anderen harmlosen Keimen, die man als Saprophyten bezeichnet, unterscheiden. Dadurch können wir jederzeit die bakteriologische Diagnose dieser Krankheiten stellen. Von anderen Infektionskrankheiten, wie beispielsweise den Masern, dem Scharlach, den Pocken, kennen wir die Erreger trotz emsigen Suchens auch heute noch nicht, zweifeln dennoch aber nicht daran, daß auch sie durch Mikroorganismen von Mensch zu Mensch übertragen werden. Die Infektiosität gerade dieser Krankheiten ist besonders groß. In ihre Gruppe gehört auch die Influenza oder Grippe, über deren Erreger die wissenschaftliche Forschung noch nicht zu einem eindeutigen Ergebnis gekommen ist, trotzdem, wie allgemein bekannt, die Krankheit während der letzten Jahre in mehreren Wellen die ganze Welt überflutet hat.

In welcher Weise werden nun die ansteckenden Krankheiten weiter verbreitet? Das ist die praktisch wichtige Frage, deren Beantwortung für die Seuchenbekämpfung und damit für die allgemeine

Besundheitspflege von größter Bedeutung ist. Im Mittelpunkt der Krankheitsverbreitung steht stets der erkrankte Mensch, sei es nun, daß die infektiösen Keime direkt von Mensch zu Mensch durch Hustentröpfchen oder andere Absonderungen oder auf indirektem Wege durch Verunreinigung von Wasser, Nahrungsmitteln, Eßgeräten oder blutsaugende Insekten weiter verschleppt werden.

Die beiden anderen Übertragungswege kommen in unseren Verhältnissen, sowohl im Hause wie in der Familie, wie auch im täglichen Berufsleben, im Bureau und in der Werkstatt viel mehr in Betracht. Die Unsitte des Anhustens kann alle die Krankheitskeime verbreiten, die sich normalerweise bei den Erkrankten im Nasen- und Rachenraum, im Kehlkopf und der Luftröhre und den von dort abgehenden feineren Verzweigungen des Bronchialbaumes bis in die feinsten Verästelungen des Lungengewebes hinein finden. In Frage kommen hier in erster Linie die Erreger gemisser akuter Krankheiten, wie der Diphtherie, der Grippe, eitriger Mandelentzündungen, außerdem vor allem die Erreger der Tuberkulose, jener weitverbreiteten chronischen Infektionskrankheit, die in ihren mannigfachen Formen für alle Kreise unserer Bevölkerung von so großer Bedeutung ist. Werden die Schwerekranken zwar, die infolge ihrer Beschwerden, Fieber, Husten, Schluckschmerzen gewöhnlich das Bett hüten, eine Übertragung kaum vermitteln, so schon eher diejenigen, die nur unter leichten oder minimalen Erscheinungen erkrankt sind, aber dennoch die Krankheitskeime bei sich beherbergen und, gerade weil sie nicht erkrankt sind, weniger vorsichtig sind und leicht, zwar nicht sich, aber andere Menschen gefährden.

Damit streifen wir das wichtige Kapitel der Bazillenträger. Das sind Leute, die zwar selbst keine Krankheitserscheinungen mehr zeigen, wohl aber noch die krankheitsregenden Keime bei sich führen und somit anderen Menschen gefährlich werden. Bazillenträger sind sich oft auch in der Umgebung von Kranken; sie brauchen selbst überhaupt nicht erkrankt zu sein, können aber als Zwischenträger die Infektion immer wieder übertragen. Darum müssen die Infektionskranken in den Familien und im Krankenhaus sorgfältig von allen Angehörigen isoliert werden, um so mehr, als die letzteren im Berufsleben ja stets mit neuen Menschen zusammentreffen. Für die Verbreitung der Tuberkulose spielen Bazillenträger nicht eigentlich eine Rolle, da es kaum tuberkelbazillenföhrnde Individuen gibt, die nicht auch erhebliche Beschwerden (Husten, Auswurf usw.) von diesen ungetretenen Gästen haben. Tuberkulöse Bazillenträger, die nicht mehr wissen, daß sie krank sind, und keine klinischen Krankheitszeichen mehr aufweisen, sind außerordentlich selten.

Anders liegen aber die Verhältnisse bei gewissen akuten Infektionskrankheiten, wie bei der Diphtherie, der epidemischen Genickstarre, die ebenfalls durch Hustentröpfchen verbreitet werden, und bei den Darminfektionskrankheiten (Typhus, Ruhr, Cholera), die im wesentlichen durch die bazillenhaltigen Entleerungen, bei Typhus durch Stuhl und Urin, bei Ruhr und Cholera nur durch die Darmentleerungen auf neue Menschen übertragen werden. Neben den Erkrankten, die gewöhnlich im Krankenhaus isoliert sind, spielen hier Bazillenträger für die Keimverbreitung eine große Rolle. Menschen, die Diphtherie durchgemacht haben, sich nun ganz gesund fühlen, können noch längere Zeit nach ihrer Erkrankung Bazillenträger sein und dadurch Neuansteckungen veranlassen. Aus diesem Grunde ist in vielen Städten eine großzügige Diphtheriebekämpfung organisiert worden, die im wesentlichen erstrebt, nicht nur die Erkrankten, sondern auch ihre Familienangehörigen oder sonstigen in ihrer Umgebung befindlichen Personen bakteriologisch so lange zu kontrollieren, bis sie keine Diphtheriebazillen mehr beherbergen und damit keine Gefahr mehr für die Umgebung bilden. Ähnlich liegen auch die Verhältnisse für Typhus und Ruhr, die unter normalen Friedensverhältnissen nicht so verbreitet sind wie etwa die Diphtherie. Namentlich beim Typhus spielen Übertragungen durch Bazillenträger, deren eigene Erkrankung oft schon jahrelang zurückliegen kann, eine größere Rolle als Übertragung durch Wasser, Milch oder andere Nahrungsmittel.

In welcher Weise verbreiten nun die Bazillenträger die Krankheit? Diphtherie und andere Erkrankungen der Atemwege können schon allein durch Ansprechen und Anhusten übertragen werden. Um die Typhus- und Ruhrkeime, die normalerweise mit den Stuhl- und Urinentleerungen ausgeschieden werden, in den Mund eines neuen Individuums gelangen zu lassen, gehört schon ein größeres Maß von Unsauberkeit. Gewöhnlich vermittelt die Hände, die nach dem Verrichten der Notdurft nicht ordentlich gereinigt und noch mit Partikeln, die dem bloßen Auge meist unsichtbar sind, von Stuhl oder Urin behaftet sind — im Kubikzentimeter Urin wurden bei den Typhusbazillenträgern mehrere Millionen von Typhuskeimen nachgewiesen — die Keimverbreitung. Darum ist es eine dringende Pflicht der Hygiene, daß sich alle Menschen, besonders natürlich diejenigen, die eine solche ansteckende Krankheit haben oder gehabt haben, die Hände gründlich waschen, wenn sie ihre Notdurft verrichtet haben, denn die Hände vermitteln ja immer wieder den physischen Zusammenhang mit anderen Menschen auf alle mögliche Weise (beim Handgeben, bei den zahllosen Berührungen gemeinsam gebrauchter Gegenstände, Bücher usw.). Es kann daher häufiges Händewaschen im allgemeinen Interesse der Hygiene nach allen möglichen Verrichtungen nur dringend empfohlen werden. Auf eine ganz besondere Unsitte, die namentlich für den Bureau-betrieb von größter Bedeutung ist, sei hier hingewiesen; das ist die Ungelegenheit mancher Menschen, mit dem im Munde angefeuchteten Finger die Seiten eines Buches umzublüättern. Ist diese Unmanier schon dem normalen Sauberheitsgefühl unästhetisch und widerwärtig, so ist sie in hygienischer Hinsicht doppelt verwerflich.

Neue Arbeiterlyrik.

Max Barthel — Gerrit Engelle — Karl Bröger.

Von Walter Schenk.

Der jetzt achtundzwanzigjährige Max Barthel veröffentlichte als junger Fabrikarbeiter seine ersten Verse. Er durchwanderte Deutschland, Italien, Oesterreich, Holland, lebte Monate in der Schweiz, bis ihn der Krieg im November 1914 in die Schützengräben der Argonnen schleppte. Die Wirren der Revolution führten ihn nach Stuttgart, wo er sich den „Spartakisten“ anschloß. Nach den Januarämpfen 1919 sah er kurze Zeit im Gefängnis; zuletzt war er in Rußland. — Bald einundneinhalb Jahrzehnte schicksalvoller Wanderzeit zeichnet er in seinen Versen.

Max Barthel nennt das Buch, das seine Entwicklung und „die einer ganzen Generation“ schildern soll, „Arbeiterseele“. (In Eugen Diederichs Verlag, Jena; 150 Seiten; brosch. 8 M., geb. 12 M.) Daß er als Arbeiterdichter echt ist, beweisen die vielen, namentlich jungen Proletarier, denen er unentbehrlicher Freund und Kampfgenosse geworden.

Barthel kann in so zarten Tönen singen, wie er schreien kann in wilden Rhythmen, in grellen Farben. Am stärksten wirkt er wohl, wenn er die Harmonie sucht. Deshalb zählen einige der Wanderschafts-Gedichte zu den schönsten B.: Die Stadt, Die Landstraße, Wald und Berg. In der Form sind die Verse gebunden und klar, wo aber wildes Aufbegehren und Stürmen Form und Formeln überrennt, fühlt man, es darf nicht anders sein. Barthel ist Feind alles Gesuchten und Gefünstelten.

Eine kleine Sammlung Barthels trägt den Titel: „Das Herz in erhobener Faust“ und vereinigt zehn Balladen aus dem Gefängnis, die mit ihrem monotonen, aufpeitschenden Rhythmus an die Zuchthausballaden Oskar Wildes erinnern. (Das Büchlein erschien im Kiepenheuer-Verlag, Potsdam; Preis 3 M.) Im selben Verlag erschien das hundertseitige Werk: „Die Faust“. (Preis 14 M.) Das Buch ist wie „Arbeiterseele“ ein Bekenntnisbuch und ein Zeitdokument. Es sammelt zum Teil noch frühere Gedichte, vereint aber auch viele neue Verse, die Barthel auf der allen künstlerischen Höhe zeigen. — Im Campe-Verlag erschien eine kleine Sammlung: „Lasset uns die Welt gewinnen!“ (Preis 3 M.), die wunderbar zarte Töne anschlägt. — Die letzte Sammlung des Dichters erschien als zweite, vermehrte Auflage der „Revolutionären Gedichte“ im Verlag der kommunistischen Jugendinternationale (Preis 3 M.). Die Gedichte: „Die Geiger von Staloust“, „Der Mond“ und „Die Revotte“ zählen zu den schönsten, die Barthel geschaffen.

Seit einiger Zeit veröffentlicht Barthel in der „Roten Fahne“ Gedichte, die er hoffentlich nie in eine Sammlung aufnehmen wird. Glaubte Barthel, seinem Ruf als Dichter zu dienen, wenn er einer Tageszeitung Reimereien in Druck gibt?

Am 13. Oktober 1918 ist Gerrit Engelle in einem französischen Hospital einer Beinverletzung erlegen. Ein noch Suchender, ein Dichterphilosoph, ein eigener Mensch, ein Idealist wie keiner, ist zum Opfer des Weltmordens geworden.

Ein Ringender, ein Unvollendeter ist Gerrit Engelle nicht nur als geistiger Mensch, als Philosoph, sondern auch als Dichter. Als Dichter wird er zum strengen Sucher nach starker, dichterischer Form. Gewiß, man könnte ihm viele Nachlässigkeiten im einzelnen verbessern, ohne dem Ursprünglichen seiner Dichtung zu schaden, doch die Dichtung Gerrit Engelles als Ganzes wirkt durch Form und Sprachgewalt stark und eigenartig wie ihre Gedankenfülle. Gerade weil Gerrit Engelle ein noch Suchender, kein „Fertiger“ ist.

Gerrit Engelle hat auch schöne Terzinen geschrieben. Das sei erwähnt, damit ihn niemand zu denen zählt, die ein Neues suchen, weil ihnen die Fähigkeit zum Alten mangelt, weil ihre Gestaltungs-kraft, wenn sie nach den strengen Geboten der alten Form gebunden wäre, nicht mehr Kraft sein könnte.

In den Gedichten des jungen Gerrit Engelle redt sich proletarische Unkraft, Weltenschöpfung empor. Das Ruhig-Starke seiner Dichtung läßt den Menschen ahnen, der sich in lächelnder Betrachtung über das breite Leben erhaben, bis Verachtung, bis Neuwollen in ihm aufbrach und ihn hinabzog, bis er, ein doppelter Idealist, als Eigener und Einzelner zum Kämpfer und der Dichter zum Wild-Starlen wurde.

„Der Rhythmus des neuen Europa“ heißt das Buch, das ein Freund nach dem Tode herausgab, ohne daß der Dichter „die letzte Feile anlegen“ konnte. (Das Buch erschien in Diederichs Verlag, Jena. Preis zirka 8 M.)

Der Arbeiterschaft, gerade der sozialdemokratischen, und vor allem der Arbeiterjugend, ist Karl Bröger kein Fremder.

Die Sehnsucht, die im Herzen des Proletariatskindes keimte, wuchs auf zum starken Glauben an den Menschen im Herzen des gereisten Mannes, in der Seele des Dichters. Der Sozialismus Brögers ist Religion.

Die Gedichtsammlung: „Die vierzehn Nothelfer“ (Franz Hender-Verlag, Jöhndorf; zirka 7 M.) wird besonders in der katholischen Arbeiterschaft Anklänge finden. Den Inhalt der Legenden bindet ein freier breitströmender Rhythmus.

Die Gedichtsammlung: „Flamme“ (Diederichs Verlag, Jena; Preis 12 M.) ist ein Buch der Zeit, vor allem in ihren ersten Gedichten: Abkehr vom Krieg, Heimkehr und Gelöbnis, Der Aufbruch (schon auf Revolutionsfeiern der Arbeiterschaft vorgetragen) und

anderen. Zwei Spiele: „Kreuzabnahme“ und „Kanaan“ und ein „Oratorium in Worten“ schließen sich den Zeitgedichten an. Bröger wird der Prophet des Friedens, der aus dem Menschen selbst wachsen soll. Die Gedichte: „Feierliche Nacht“ und „Gott“ scheinen mir die schönsten und tiefsten, die Bröger geschaffen. Eine tiefe Wirkung erzeugt die starke Bildlichkeit der Phantasie: „Sturz der Fabrikten“, die das Buch beschließt.

Im Frühjahr 1919 erschien im Verlag der Deutschen Dichters-Gedächtnisstiftung (Hamburg-Großborstel) ein Heft der „Volksbücherei“ unter dem Titel: „Arbeiterdichtung“. Das kleine Buch (Heft 47 der Volksbücherei; 80 S.; Preis 5 M.) vereinigt Gedichte von zwölf Arbeiterdichtern: Karl Bröger, Otto Wohlgemuth, Emil Rabold, Heinrich Eggershül, Max Barthel, Bruno Schönland, Christoph Wierprecht, Alphons Bekold, Oskar Maria Graf, Fritz Philipp, Gerrit Engelle, Heinrich Versch. Die Gedichte sind von Fritz Droop noch merklich unter dem Eindruck des Krieges zusammengestellt worden, trotzdem ist die Sammlung jedem, der sich die Arbeiterdichter zu Freunden machen will, zu empfehlen.

Allerhöchste Sittlichkeit.

Von Gottlieb Hadepeter.

Die „Arbeitgeberzeitung“ veröffentlichte neulich einen schwingvollen Artikel, in dem sie die III Sozialdemokratie als die „größte Verbrecherin“ bezeichnete, alldieweil sie das Familienleben zerstöre und damit alle Fundamente der Sittlichkeit untergrabe. Mit ausgedehnter Hochachtung vor sich selber lassen alle „besseren Leute“ diesen Erguß und stellen wieder mal fest, daß nur bei ihnen echte deutsche Sitte und Tugend zu Hause seien. Nun heißt es zwar in dem bekannten Liede „das kommt in den besten Familien vor“, — aber dann sagt man eben, daß alles sein ruhig abgemacht wird, denn wohin sollte es wohl führen, wenn das gemeine Volk die ihm von Gott verliehenen — hohen und höchsten Herrschaften einmal in höchst profanem Lichte sähe. Das dachte wohl auch jener Richter in Potsdam, der eine Verhandlung leitete, in der die Prinzessin Joachim auf Herausgabe ihres Kindes klagte, das der Prinz Eitel Friedrich ihr vorenthalten hatte. Der Prinz behauptete nämlich, die Prinzessin habe, entsehrlich zu sagen, einen etwas freien Lebenswandel geführt, was er durch Aussagen des Chauffeurs und der Jose bekräftigen könne, und habe deshalb nicht die sittliche Eignung, das Kind zu erziehen. Schon erzitterten die Herzen aller Schmoder vor Bonne über die prachtvolle Sensation, schon suchten sie ihre Bleistifte, aber der Richter, ein echter deutscher Mann, schloß die Offenlichkeit aus und rettete so die höchsten Güter des Vaterlandes. Die Rechtspreßre grollte zwar etwas über diese Nichtachtung ihrer heiligsten Gefühle. Mit welchem Hochgefühl hätten z. B. die Leser des „Vokal-Anzeigers“ diese allerhöchste Pikantie verschlungen, aber die höhere Einsicht siegte. Das Wohl des Staates über alles. Der deutsche Untertan weiß, was er seinen Fürsten schuldig ist, auch wenn er sie in Unterhosen sieht. Ehre, wem Ehre gebührt!

Ich weiß überhaupt gar nicht, warum unsere lieben Alldeutschen immer auf die treulosen und verräterischen Mitbürger schimpfen, sie tun ihnen bitter Unrecht. Im Grunde seines Herzens liebt der deutsche Spießbürger immer noch Wilhelm und sein ganzes Haus. In stillen Stunden probiert er seine Orden IV.—XV. Klasse vor dem Spiegel und freut sich über den schönen Anblick. Und dann grollt er der Republik, die keine Bürgertugenden mit Medaillen belohnt, in der es keine richtigen Paraden und keine Kommerzienratstitel mehr gibt, und die ihn als freien Staatsbürger anspricht, womit er doch nichts anzufangen weiß. Heimlich sehnt er sich nach den Zeiten, wo er so wunderschön regiert wurde, alles wurde ohne ihn besorgt und selbst im Anpuff des Schaukumans spürte er noch die liebevolle Fürsorge seiner Obrigkeit. Aber er braucht nicht zu verzagen, neues Leben blüht aus den Ruinen, schon kommen die ersten Paraden wieder, das Straßenbild wird wieder belebt durch bunte Uniformen und blanke Knöpfe. Die Ordenfabriken liefern in beliebiger Menge, je nach Portemonnaie und Knopflochweite. Die Geschäfte gehen gut und in den patriotischen Erbauungsstunden lauft er den Herren Wulle und Knüppel-Kunze, die das neue deutsche Kaiserreich predigen und ihm für den nächsten Rachekrieg die Armeelieferungen versprechen. Ja, es gibt noch deutsche Männer, die für die alten Ideale kämpfen und leiden. Da wohnt in der großen Passage Unter den Linden ein maderer Mann, Fischer heißt er und malt wunderschöne Bilder, wissen Sie, ungefähr so: Eine junge Dame in Schwarz umarmt das Bild eines Husarenleutnants und Tränen, so groß wie Taubeneier, kullern über ihre köstlichen Wangen. Und darunter steht: Auch im Tode untergeßen! Und dann stehen und hängen die Bilder von Männern in Uniform, mit großen und kleinen Achselstücken, die sehr naturgetreu gemalt sind. Aber das schönste Stück ist ein ruhendes Bild, da kniet der Kaiser an einem Grabe, seine Schnurrbartspitzen sehen melancholisch zum Himmel, mit der linken Hand zeigt er auf einen Kranz mit der Inschrift: „Ich habe es nicht gewollt!“ Sie glauben nicht, wie ergreifend das wirkt. Hier kann unsere Jugend den immer wieder geforderten vaterländischen Unterricht lernen, hierher soll man sie führen und für deutsches Wesen begeistern. Und Herrn Fischer sollten unsere Deutschnationalen zum Propagandachef machen. Dann wird es schon gehen.

Das Spielzeug eines Sultans. Der Sultan Mulai Abdul Aziz von Marokko, der sich selbst mit Stolz den „letzten wirklichen Sultan von Marokko“ nannte und es auch tatsächlich war, hat durch seine wunderliche Sammel Leidenschaft viel von sich reden gemacht. Ein Engländer, L. H. Balbing, der 18 Jahre lang in der marokkanischen Leibwache unter ihm und seinen Vorgängern diente, entwirft ein anschauliches Bild von dem bizarren Wesen dieses Herrschers, der zum letztenmal in Marokko den Typus eines echt orientalischen Fürsten verkörperte. Abdul Aziz war nach Baldings Erzählung ein recht intelligenter Mann, der aber von dem Wert des Geldes nicht die geringste Ahnung hatte. Er bestellte sich mit Vorliebe alle möglichen Gegenstände europäischen Ursprungs, ohne je auf den Preis zu sehen. So war er ein leidenschaftlicher Photograph und besaß eine Sammlung der kostbarsten Apparate, darunter eine Kamera, die aus klarartigem Gold bestand und mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt war. Eine ebensolche Vorliebe hatte er für Fahrräder und nannte ein Rad aus massivem Silber sein eigen. Als eifriger Billardspieler legte er sich eine reiche Sammlung von Billardtischen zu, die alle aus Ebenholz geschnitten sein mußten. Viele von ihnen sind niemals ausgepackt worden. Eine Zeilung hatte er sich auf die Anschaffung von Motorbooten gelegt, obwohl diese für sein Land ganz nutzlos waren, denn in seinem wasserarmen Reich gab es nichts, um mit Booten darauf zu fahren. Die Motorboote wurden daher in einem großen Speicher zu Rabat aufgestapelt, zusammen mit einer riesigen Sammlung von Kraftwagen, Lastautos und Lokomotiven aller Art. All das mußte in dem Seehafen von Rabat bleiben, weil es unmöglich war, diese schweren Sachen nach der Hauptstadt Fez zu schaffen, die nur für den Transport durch Kamele zugänglich war. Als man diesen Speicher kürzlich öffnete, fand man, daß das Dach seit Jahren undicht war, und daß all diese wertvollen Autos nur noch verrostetes Gerümpel darstellten. Wie alle Mauren liebte Abdul Aziz wilde Tiere und hatte eine große Menagerie in Fez. Sein größtes Stückenpferd aber waren die Feuerwerke, die er veranstaltete. Er hatte sich einen hervorragenden Feuerwerkskünstler aus England kommen lassen und ließ jeden Abend in seinen Gärten die teuersten Feuerwerkskörper abbrennen, so daß auf diese Weise ein Riesenermögen in der Luft aufging. Der Sultan kümmerte sich nicht um seine Finanzen; aber er verlangte von seinen Beamten, daß sie in regelmäßigen Abständen große Geldsummen nach Fez lieferten, die in Kisten auf den Kamelen ankamen. Das Geld wurde in Speichern verstaubt, wo sich schon Schätze seit Jahrhunderten angehäuft hatten. Er selbst berührte das Geld nicht, sondern bezahlte durch Anweisungen auf die Bälle. Eines Tages schickte ihm die Königin Viktoria eine sehr elegante Droschke als Geschenk; aber es war für den Sultan unmöglich, einen Wagen zu besteigen, auf dem der Kutscher höher saß als er selbst. Daher wurden die Borderräder abgenommen und ebenso der Kutscherstiz entfernt und dann ein Pferd vor und das andere dahinter gespannt, so daß der Sultan auf diese Weise unbeschadet seiner Würde in der Droschke sitzen konnte.

Es gab und gibt noch heute europäische Herrscher, deren „Spielzeuge“ nicht geist- und geschmackvoller, aber wesentlich gefährlicher sind als die des guten Abdul Aziz. Pflicht der Völker ist es, sich der Herrscher samt ihren Spielzeugen zu entledigen.

Naturwissenschaft

Die Wissenschaft von der Gänsehaut. Die Redensart, daß einem „eine Gänsehaut über den Rücken läuft“, bringt eine körperliche Erscheinung mit feinsten Beobachtung der Wirklichkeit zum sprachlichen Ausdruck. Wie fein hier der Volksmund empfunden hat, das beleuchtet eine naturwissenschaftliche Plauderei, die Dr. Fritz Kahn in „Meer und Land“ veröffentlicht.

Der menschliche Körper ist nicht nur an den deutlich behaarten Stellen, sondern fast überall mit einem feinen Haarpelz überzogen, einem alten Erbe aus der Tierzeit, das bei uns bedeutungslos geworden ist. Den Tieren dient der Pelz als Wärmemittel, als Regenkleid, als Panzer gegen Biß und Schlag, auch als Schreckmittel bei Angriff und Abwehr, wobei das Sträuben des Felles mitwirkt. Der Muskelmechanismus zum Sträuben des Felles ist daher auf der Außenseite des Körpers, auf Nacken, Rücken und den Außenflächen der Glieder am stärksten ausgebildet. Pelz und Sträubemechanismus haben sich auch beim Menschen an diesen Körperteilen am besten erhalten. Betrachtet man einen Teil des menschlichen Pelzes unter dem Mikroskop, so sieht man, wie die Haare gleich einem Wald aus der Unterhaut herausragen, und zwar stehen sie in schräger Richtung, jedes Haar besitzt ein kleines Pomadentöpfchen, durch das es eingefettet wird, um seinen Zweck als Wärmekleid und Regenschuh zu erfüllen. Damit sich das Haar im gegebenen Moment sträuben kann, besitzt es einen feinen Muskel, und außerdem ist es mit einem Geflecht von Nervenfasern umponnen, durch die wir jede noch so feine Bewegung des Haares empfinden. Wenn z. B. die Luft über die Haut streicht, so bewegen sich die Haare wie Lehren im Winde, und wir fühlen diese Bewegung als Zug. Sträubt sich das Fell des Tieres, so ziehen sich die Muskeln zusammen und richten dadurch das schräge Haar zur Senkrechtenstellung auf. Dadurch wird die Talg- oder Haarbalgdrüse zusammengepreßt und gleichzeitig, weil der Raum in dem sie sich befindet, zu eng wird, gegen die Haut emporgeschoben. Diese Pressung, die die Drüse wie eine Tube zusammenbrückt, entleert ihren Talg und setzt das Haar ein. Besonders ausgeprägt ist diese Erscheinung bei der Gans. Die kleinen Büchel ihrer

Haarbalgdrüsen erscheinen als erbsengroße Knoten, denn die Gans braucht zum Einfetten ihrer langen Federn umfangreiche Talgdrüsen, die unter den Federn keinen Platz finden und daher ein wenig hervorragen. Bei anderen Tieren treten die verborgenen Talgdrüsen als Büchel nur dann hervor, wenn sich die Haare durch Zusammenziehung der Muskeln aufrichten, und dann gleicht ihre Haut der Gänsehaut.

Aus diesem Grunde entsteht also auch beim Menschen in dem Augenblick, in dem sich die Haare seiner Haut sträuben, tatsächlich eine Gänsehaut. Warum läuft diese über den Rücken, wie es in der Redensart heißt? Auch dafür gibt der Pelz des Tieres die Erklärung. Beim Sträuben des Felles richten sich nicht alle Haare zu gleicher Zeit empor. Der Reiz zur Aufrichtung der Haare — mag er durch Wut, Schrecken oder Kälte hervorgerufen werden — geht vom Gehirn aus und pflanzt sich längs des Rückenmarkes und der Nervenstämme über Kumpf und Glieder abwärts. Folglich richten sich zuerst die Haare des Nackens auf, dann die der Schultern und der Oberarme, danach die des Rückens und schließlich die der Schenkel. Die Gänsehaut läuft also tatsächlich über den Rücken. Auch beim Menschen sträuben sich ja als eine Erinnerung an die Tierpelzzeit unserer ferneren Vorfahren die Haare bei kaltem Luftzug, bei starken Wutausbrüchen, bei Schrecken und plötzlichem Ekel, und da durch den Austretung der Haarbalgdrüsen vorgeschoben werden, buckelt sich die Haut wie bei der Gans. Der Vorgang ist von einem Schweißausbruch begleitet, weil die Schweißdrüsen ebenso wie die Haare von feinen Nerven, neben umponnen sind und die Erregung sich auf diese überträgt. Zugleich erscheint ein Kältegefühl, weil die kleinen Aderchen der Haut sich zusammenziehen und das warme Blut in die Tiefe zurückziehen, so daß die Oberhaut erblaßt und kalt wird und es uns „gruselt“.

Lernen Tiere fremde Sprachen? Die Frage, ob Pferde und Hunde eine fremde Sprache verstehen und sich in einem anderen Lande an die Sprache ihres Geburtslandes erinnern, wird gegenwärtig in England verschiedentlich behandelt. Die Sachverständigen sind sich darüber einig, daß Tiere tatsächlich fremde Sprachen verstehen lernen. Damit soll aber nicht soweit gegangen werden, wie etwa bei dem berühmten Hund Rolf und anderen „sprechenden“ Tieren, sondern es wird betont, daß die Tiere in erster Linie den Klang der Stimme behalten und die veränderte Klangwirkung in einem fremden Lande verstehen. Sie haben eine viel stärkere und raschere Auffassung für den Tonfall der Sprache als für den Klang der einzelnen Worte.

Es werden zahlreiche Beispiele dafür angeführt, daß Hunde sowohl wie Pferde sich an den Tonfall der Sprache ihrer Herren erinnern und selbst nach einem vieljährigen Aufenthalt in einem fremden Lande noch die Bedeutung gewisser Befehle und Aufforderungen begreifen, die ihnen früher beigebracht wurden. Ein klarer Beweis für diese Sprachenbegabung der Hunde ist darin zu finden, daß englische Hunde, die von ihren Herren mit nach Indien oder Afrika gebracht werden, sehr rasch die verschiedenen Sprachen und Dialekte der Eingeborenen verstehen lernen und den in diesen Sprachen erteilten Befehlen folgen. So erzählt z. B. ein englischer Beamter in Khartum, daß sein Foggierier bald die eingeborenen Diener verstand, die in verschiedenen Dialekten mit ihm sprachen. Ein anderer Engländer, der in Irkutsk lebte, weiß mitzuteilen, daß sein Hund, der zunächst nur englisch verstand, bald auch russisch und dänisch verstehen lernte. Ragen dagegen sind augenscheinlich unfähig, mehr als höchstens ihre Namen zu verstehen. Sie zeigen nicht das selbe Interesse dafür, den verschiedenen Klang der menschlichen Stimme zu unterscheiden, wie Pferde und Hunde, und sind in sprachlicher Beziehung gleichgültig.

Schwankende Helligkeit der Planeten. Daß es Fixsterne von veränderlicher „Größe“, d. h. schwankender Helligkeit gibt, wußte man lange. Am bekanntesten ist die Mira im Walfisch, die in regelmäßigen Zeiträumen heller und lichtschwächer wird, so daß sie einmal als Stern zweiter, einmal als Stern sechster oder siebenter Größe erscheint. Man erklärt sich diese Erscheinungen meist durch die Mitwirkungen begleitender Nebelwolken oder dergleichen. Es gibt eine Menge solcher Wechselsterne. Daß aber auch bei unseren Planeten, die doch bloß das Sonnenlicht widerstrahlen, Schwankungen in der Helligkeit vorkommen, hatte man gewiß nicht gedacht. Man hat das jetzt an einem der entfernteren Planeten, dem Uranus, zweifellos frei beobachtet, und zwar stellen sich diese Schwankungen ganz regelmäßig etwa alle elf Stunden ein. Es muß also wohl mit der Achsendrehung des Uranus zusammenhängen. Und das ist ja eigentlich nichts besonders Merkwürdiges. Stellen wir uns vor, ein Astronom auf der Venus oder dem Mars beobachtete die Erde, so würde sie sich auch gewiß verschiedentlich lichtstark zeigen, je nachdem sie ihm die Seite mit dem Stillen Ozean zudrehte oder die Seite mit den kompakten Kontinenten, Europa, Afrika und Asien. Natürlich würde auch der Atlantische Ozean und der Amerika-Kontinent sich bemerkbar machen, wenn auch weniger stark. Ähnliche Lichtwechsel hat man an einigen der kleinen Asteroiden gefunden, die manchmal der Erde recht nahekommen z. B. dem interessantesten Eros und der Euphonia. Ob auch diese kleinen Sterne eine ausgesprochene Landseite und eine Wasserseite haben, ist die Frage, aber vielleicht liegt es bei ihnen daran, daß ihre Kugelgestalt möglicherweise weniger vollendet ist. Sie sind vielleicht unregelmäßige zackige Felsstücke mit strahlenden Spitzen und dunklen Klüften.

Das Element.

Setz einen Frosch auf einen weichen Stuhl.
Er hüpfst doch wieder in der schwarzen Pfuhr!

Wilhelm Müller.